# Wie Lehmann ein Mensch sein wollte

Autor(en): **Haller, Lilli**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574067

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Eh wir uns an jenem Abend trennten, gab sie mir noch ein deutliches Zeichen ihrer Entschlossenheit. „Wenn ich es daheim nicht mehr aushalte, mach ich es wie du und laufe fort. Deine Mutter würde mir schon helfen. Ich könnte ja ausschneiden und nachsticken, damit sie meinetwegen keine Kosten hätte. Oder glaubst du, sie täte das nicht?“ fragte sie so gespannt, als dächte sie den Plan schon am nächsten Tage auszuführen.

„Es kann schon sein,“ stammelte ich erschrocken; „aber wenn dann dein Vater käme, um dich zurückzuholen? Dann müßte sie dich ja doch wieder hergeben!“

„Nein, eher würde ich durchs Fenster springen als mitgehen!“ erwiderte sie, fern von mir, ganz versunken in die furchtbare Möglichkeit. So merkte sie mein Entsetzen nicht, obgleich ich mich lange nicht davon befreien konnte. Erst als sich zum Abschied unsere Hände suchten und eine Weile verlegen schwingend ineinanderlagen, gab mir die Liebe das himmelhohe Wort ein: „Komm du dann nur, gelt! Meine Mutter hilft dir gewiß!“

Und alle Glocken läuteten in unsern jungvermählten Herzen.

(Fortsetzung folgt).

---

# Wie Lehmann ein Mensch sein wollte.

Erzählung von Lilli Haller, Bern. Nachdruck verboten.

Man hatte den Lehmann nicht mehr zu Hause behalten können. Schwach im Geiste war er von jeher gewesen; aber seit einiger Zeit war er bösartig geworden und tobte, sobald etwas seinen enggezogenen Gedanken in die Quere kam. Da wurde er in einer Anstalt untergebracht, wo man ihm seine regelmäßige Tagesarbeit zuteilte. Da er Schreiner war von Beruf, kam er in die Schreinerwerkstatt; seine Aufgabe war: für die Toten der Anstalt zu sorgen, Bretter zuzuschneiden und Särge daraus zu zimmern.

Lehmann war eine sonderbare Erscheinung: klein, knochig, mit dröhnenden, überschweren Schritten, den Schritten eines Geistigarmen, von der Natur Vernachlässigten und Verwahrlosten. Ueber den Augen trug er stets eine Schirmmütze, im Mund die kurze Pfeife. Seine Rede war ein mühevolles Stottern; er schloß die Augen, sobald er sich zum Sprechen anschickte, zwängte beinah leidenschaftlich die undeutlichen Worte hervor, getrieben vom ernstesten Willen, verstanden und richtig verstanden zu werden. Wer mit ihm sprach, wußte, daß man ihm dabei nicht ins Gesicht blicken durfte, damit ihm die kostbaren, von weit her gesuchten Worte nicht verloren gingen.

Seit Jahr und Tag war er da draußen in der Anstalt, hobelte an seinen Särgen und führte das arme Leben derer, die keine Ansprüche auf Freude, kein Recht auf Willen, kein Bedürfnis nach Freiheit haben dürfen, stumpf, dumpf die Wochen, Monate, Jahre, wie es dieser Art Versorgten von Rechts und Ordnung wegen zukommt. Doch ihm selber unbewußt und unbestimmt trug Lehmann etwas mit sich herum: eine Art Heimweh nach einer ihm nicht vorgeschriebenen, sondern selbstgewählten, freien Pflicht, irgend etwas, wo er sich fühlen konnte als ein Stückchen Mensch, wo er eine geringe Rolle für sich spielen durfte, etwas von sich aus leisten, in der freien Mittagszeit und der Pause zwischen dem Abendessen und dem vorgeschriebenen Schlafengehen. Seit langem hielt er Umschau, machte sich überall heran, wo etwas Lebendiges war. So fütterte er die Tauben, die unter dem Scheunendach hausten, strich um das Bienenhaus, das dem Schreinermeister gehörte und am Raine stand, kannte alle Katzen und Hunde der Umgebung und wußte genau, wie man die Dohle hätte behandeln sollen, die der Anstaltsarzt im Käfig hielt. Aber eine eigentliche Aufgabe fand er nirgends für sich, die Rollen waren stets längst andern übertragen, niemand brauchte ihn und seine Fürsorge. So stand er denn herum in der Mittagspause, guckte über alle Zäune und durch alle Gitter, wußte nicht, was ihm fehlte, und empfand doch irgendwo in seinem Wesen einen großen Mangel und eine böse Lücke. Da starb eines Tages der alte Verwalter,

und ein neuer war ins Haus mit dem großen Garten eingezogen. Ganz hinten im Verwaltersgarten, dort, wo die schweren Zweige des alten Apfelbaums über den Lattenzaun niederhingen und wo eine gewöhnlich verriegelte Tür nach der großen grünen Wiese hinausführte, da befand sich ein Hühnerhaus mit einem Drahtgeflecht als Schutz davor. Der verstorbene Verwalter hatte hier auch eine ganz ansehnliche Hühnerfamilie beisammen gehabt, zu der natürlich Lehmann kein Zutritt gestattet worden war. Der neue Verwalter aber, Herr Lutz, der steckte unerwartet ein schönes, fettes, einsames Kaninchen hinter das Drahtgeflecht, das herumsaß, herumfraß, mit schnellen weißen Füßchen und Pfötchen von der Tür zur kleinen Holztreppe sprang, die schmalen Ohren bald auf den weichen Pelzrücken legte, bald hoch in die Höhe hob, neugierig die Gartenwelt vor dem Drahtgeflecht betrachtete, dann sich wunschlos und satt in das eigens für seine Verhältnisse errichtete Holzschöpfchen zurückzog, sodaß am Guckloch oben nur noch eine bewegliche, schnuppernde Kaninchennase zu sehen war. Das Tierchen war Herrn Lutz geschenkt worden und sollte, wenn die Zeit gekommen war, ganz einfach aufgegessen werden. Lehmann hatte das weiße Pelzwesen eines Tages entdeckt, als er wie absichtslos und zufällig in den Verwaltergarten gekommen war unter dem Vorwand, an der Tür, die nach der Wiese hinausführte, etwas auszubessern. Es war ihm ganz gleichgültig, zu welchem Zweck und zu welcher Bestimmung das Kaninchen in Gefangenschaft saß. Er fragte nicht darnach. Beim Anblick des einsamen hübschen Geschöpfchens wußte er auf einmal mit Bestimmtheit: da lag das schmale Gebiet, wo er einmal Fürsorge bieten, Verantwortung übernehmen konnte, Schutz geben, Vorsehung spielen, wo er liebhaben und schenken durfte, alles Dinge, die in den Tiefen seiner vernachlässigten Seele lagen und woran kein Mensch auf der Welt appellierte. Keine Minute kam es ihm in den Sinn, Herrn Lutz zu fragen, ob er das Kaninchen pflegen und füttern dürfe; er betrachtete es von der Stunde der Entdeckung an einfach als sein ihm anvertrautes Gut, als seine längst gesuchte Aufgabe, als etwas Gegebenes und ganz Selbstverständliches. Dröhnenden Schrittes, denn er konnte nicht leise gehen, verließ er den Garten, um bald darauf mit einem Besen und einem Korb zurückzukehren. Die Schlüssel zur Kaninchenwohnung wußte er unter dem äußersten Ziegel des niedern Daches leicht zu finden, und so nahm er denn von dieser Minute an das weiße Tierchen in seinen ausschließlichen Besitz. Sehr umständlich und gewissenhaft kehrte er den Stall samt dem Vorhof, änderte das Stroh oben am Treppchen, holte auf der Wiese nebenan den Korb voll Gras und Löwenzahnblätter und füllte das Geschirr mit frischem Wasser. Das tat er in der Mittagpause. Am Abend aber desselben Tages erschien er nochmals und brachte die merkwürdigsten und unnützesten Gerätschaften mit: eine lange alte Peitsche, die er weiß Gott woher hatte, eine riesige halbverrostete Schaumkelle, drei andere, hölzerne Kellen, eine große leere Sardinenbüchse und eine regelrechte Rute. Diese Dinge hängte er alle an Schnüren der Reihe nach auf, den Wänden entlang. Wie das geschehen, fing er an mit dem Tierchen zu sprechen, schimpfte und schalt mit ihm, daß es zu wenig gefressen, das Gras herumgezerrt, den Wasserbehälter vom Platze verschoben, und drohte ihm schließlich allen Ernstes mit der Rute, wenn das noch einmal vorkomme, denn Ordnung müsse es bei ihm unter allen Umständen lernen. Diese Rede brachte er hervor, stotternd, undeutlich, eine Reihe unartikulierter, aber dem Klange nach sehr wohlwollender Laute.

Am andern Morgen fand Herr Lutz einen Zettel an der Haustür; es war ein Fetzen graues Packpapier, darauf war mit geraden, guten Buchstaben und orthographisch fehlerlos geschrieben: „Ich werde das Kaninchen füttern. Mir überlassen. Werde gut sorgen. Wenn ich der Herr Verwalter wäre, alles anders einrichten im Stall. Lehmann."

Im Verwalterhaus herrschte recht großes Erstaunen über die Botschaft. Herr Lutz traute der Sache nur halb. Seine Frau aber, die Herzenswarme mit den gütigen Augen und allezeit regen Händen, die fand, man solle dem armen Tropf das Kaninchen ruhig überlassen — bis der

Moment des Sterbens für das Tierchen gekommen sei. Und so blieb es denn. Die Frage war nur die, was denn alles im Stall anders eingerichtet werden sollte für das allem Anschein nach plötzlich sehr kostbar und anspruchsvoll gewordene Wesen. Herr Lutz fand bei all seinen neuen Pflichten wahrlich keine Zeit, darüber nachzusinnen. Umsomehr aber dachte, wünschte, forderte, heischte im stillen Lehmann. Es lag beinahe eine Art Leidenschaftlichkeit in der Art, mit der er seine von ihm selbst gestellte Aufgabe erfaßte; man sah, da war für ihn eine Lebenspflicht, eine Bestimmung und innere Notwendigkeit, die ihm von der eigenen Natur diktiert und vorgeschrieben waren. Jeden Morgen in aller Frühe, bevor er zu seinen Särgen ging, jeden Mittag und Abend dröhnten seine schweren Schritte durch den Garten. Nach und nach trug er ein ganzes Arsenal unnützer Gegenstände im Kaninchenstall zusammen. Es kamen zu dem bereits Vorhandenen noch sechs alte Emailschüsseln, ein Ofenkratzer, eine Mistgabel, eine Stechschaufel und ein Rechen — alles Dinge, von denen kein Mensch wußte, wozu das weiße Geschöpfchen sie brauchte und wozu sie taugen sollten; sie wurden, wie die frühern Sachen auch, an Schnürchen der Wand nach aufgehängt und schmückten das Heim des Zöglings. Der Stall bekam in kurzer Zeit ein sehr komfortables Aussehen, ganz dem haushälterischen Sinn des Pflegevaters entsprechend. Auch schleppte Lehmann aus der Anstaltsküche ganze Unmassen von Resten und Abfällen herbei, sodaß das Kaninchen trotz dem bekannten Appetit seiner Rasse in kurzer Zeit platzen oder zum mindesten vorläufig erkranken mußte.

Eines Tages erkrankte es denn auch. Es saß in der Ecke, sein Atem ging rasch, und mit ganz trüben, traurigen Augen sann es über ganz trübe, traurige Erdendinge nach. Lehmann gewahrte die Symptome des Krankheitszustandes sofort, und er wurde sehr unruhig. Was würde der Verwalter sagen, wenn das Kaninchen sterben sollte? Er fühlte sich im Fehler trotz der großen Wohlmeinenheit und Fürsorge. Angst überkam ihn, große Angst. Unruhig lief er hin und her, fuchtelte mit den Armen, sprach laut vor sich hin, wußte nicht, sollte er Herrn Lutz in den Weg laufen oder ihm ausweichen, nahm alle Augenblicke die Pfeife aus dem Mund und schob sie wieder hinein. Schließlich erschien er vor dem Küchenfenster des Verwalterhauses und streckte den Kopf mit der Schirmmütze bis hinauf zum Fenstersims. Da stand gerade die Verwalterin am Tisch und legte sorgfältig Kirsche um Kirsche auf einen großen runden Kuchen. „Was ist, Lehmann?“ fragte sie.

Er schob die Mütze zurück, wie um die angstvolle Stirne freizubekommen, schloß seiner Gewohnheit gemäß die Augen und wollte reden. Frau Lutz sah über ihn hinweg zur Buchshecke hinüber. Aber der Aufgeregte brachte kein Wort hervor; er suchte, suchte danach, streckte den Arm aus, öffnete die Augen und schloß sie wieder, fand aber den Anfangsbuchstaben des kranken Tierchens doch nicht, das leidige „K“.

„Was ist?“ fragte nochmals aufmunternd Frau Lutz und blickte wieder hinüber zur Buchshecke. Da endlich löste sich etwas in Lehmanns Kehle. „Kaninchen krank, sehr krank!“ stieß er stotternd hervor. „Nicht schuld sein, kommen, helfen!“ Und angstvoll, mit heftiger Gebärde deutete er hinunter in der Richtung des Stalles und strebte bereits hinweg, erwartend, man werde ihm auf dem Fuße folgen. Die Verwalterin schob aber zuerst ihren Kirschkuchen in den Ofen, dann erst ging sie in den Garten.

Nun standen sie beide vor dem kranken Ding im weißen Pelz, das immer noch in der Ecke saß, schnell atmete und kleine Aeuglein machte. Frau Lutz bückte sich, erblickte all die Tellerchen und Schüsseln voll Kartoffeln, Rüben, Salat, Apfelschalen, Kraut, Brocken in Milch und erklärte bestimmt: „Ueberfüttert, Lehmann, überfüttert!“

Hilflos und angstvoll schaute er sie an. „Was wird mein Mann dazu sagen?“ fuhr sie fort und blickte dem übereifrigen Pflegevater ziemlich streng ins Gesicht. Er wurde immer unruhiger. „Nicht sagen Verwalter,“ stotterte er, „gesund werden!“ und machte sich eifrig im Stall etwas zu schaffen. Aber das Kaninchen wollte nicht mehr gesunden.

Am Abend sah man den Lehmann atemlos hin- und herrennen, von der Werkstatt zum Stall und vom Stall zur Werkstatt, sodaß unter dem Dröhnen seiner Schritte die Blumen in den Beeten, das Pflaumenbäumchen am Weg, das Wasser im Springbrunnen und alle die Rhabarberstauden ringsum erzitterten.

Am andern Morgen fand sich wieder ein grauer Packpapierzettel an der Tür des Verwalterhauses mit den Worten: „Geehrte Familie Lutz. Kaninchen zu meinem Schreck tot gefunden. Expreß habe es nicht gemacht, habe das Tierchen nicht zum Tod umbringen wollen, von dem keine Rede. Leid sei es mir genug. Achtungsvolle Grüße Lehmann."

„Da hätten wir die Bescherung," meinte Herr Lutz und runzelte ganz wenig die Stirn; „nun werden eben keine Kaninchen mehr gehalten!"

Aber er hatte mit dem trostlosen Dasein und dem liebeleeren Herzen Lehmanns nicht gerechnet. Wo sollte dem armen Burschen von nun an das bißchen Freude herkommen? Wie würde er jetzt wieder die Mittags- und Abendpause ausfüllen? Wozu hatte er den Stall so schön hergerichtet und ausstaffiert und wozu hatte er heimlich kleine Bretter auf die Seite gelegt? Die waren doch für das neue Treppchen bestimmt gewesen, damit das Tierlein bequem und leicht in die obere Stalletage gelangen konnte. Was nützte nun das alles? All seine Mühe und Sorgfalt, wozu?

Ein paar Tage vergingen. Da hörte man den Lehmann wieder seiner alten Gewohnheit gemäß von der Werkstatt her dröhnen und nach dem Stall hinunterrennen, wie ein Vielbeschäftigter mit weittragenden Pflichten. Was hatte er wohl in dem leeren Häuslein noch zu tun?

Als gegen Abend Frau Lutz in den Garten wanderte, um ein paar Spargelkräuter zu einem Rosenstrauß zu holen, da gelangte sie unter den großen Apfelbaum und vor den Kaninchenhof. Und was erblickte sie da? Nicht nur eins, aber zwei fette weiße Kaninchentiere saßen da, selbstgefällig und rund, schon ganz eingehaust, zerrten an einem langen Löwenzahnblatt, streckten alle vier Ohren in steifer Behaglichkeit in die Luft und schienen seelenvergnügt.

Woher kam das Pärchen? Ein neuer Packpapierzettel an der Haustüre klärte auf. Es hieß: „Habe Familie Verwalter Lutz zwei Kaninchen gekauft. Dies Mal besser Sorge tragen. Kein Wasser geben werde und keinen Salat. Kaninchenwärter Lehmann."

So. Da hatte er sich also selbst angeschafft, was ihm fehlte, und sich auch gleich den Titel beigelegt, den er gern tragen wollte. Was war aber dieser neuen Tatsache gegenüber zu tun? Nichts. Lehmann hatte den Stall einfach usurpiert, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn ihm zu überlassen und zuzusehen, was weiter folgen würde.

Er hatte denn auch furchtbar viel zu schaffen und rannte in seiner freien Zeit unablässig hin und her, zimmerte stets etwas im Stall, sprach mit seinen Schützlingen, schimpfte sie und schalt, sodaß die unartikulierten Laute seiner Zwiesprache mit ihnen durch den Garten drangen. Dabei aber war er in steter Angst um seine Lieblinge, in Sorge und Aufregung, weil er nicht wußte, ob seine Pflege dies Mal zu keinem fatalen Endresultat führen werde.

Als aber die Tage glücklich vorbeigingen und das weiße Pärlein prachtvoll gedieh, da erhob sich das Selbstbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl Lehmanns zu unerhörter Höhe, nahm merkwürdige Formen an und stellte die sonderbarsten Bedingungen und Forderungen an die Leute im Verwalterhaus. In einem Haustürschreiben, das mit „Mahnung an die Familie Lutz" betitelt war, hieß es, es wäre an der Zeit, eine Mausefalle anzuschaffen, denn im Stalle seien Mäuse und die könnten den Kaninchen das Futter wegfressen. Selbstverständlich blieb auf die Mahnung alles stumm. Da wurde aber angezeigt, man solle dem Schreinermeister Auftrag erteilen, einen neuen Schieber zu machen unten an der Ställchentür, denn der alte sei lose und könnte — so hieß es — eines Tages einem der Tiere auf das Köpflein fallen und es erdrücken. Es erfolgte auch darauf keine Antwort. Dann wurde als Drittes ein großer Schurz verlangt von der Verwal-

terin, denn das Reinigen des Stalles schade den Kleidern. Und siehe da, Frau Lutz reagierte, schneiderte einen großen dunkelblauen Schurz, und eine Zeit lang schien die Harmonie mit dem übereifrigen Kaninchenwärter wiederhergestellt. Da erfolgte aber in ziemlich forderndem Ton die neue Weisung an Herrn Lutz selbst: Man solle den alten Ziegelboden im Stall aufreißen und einen Zement- oder Plattenboden einsetzen lassen, denn für die Sauberhaltung und Gesundheit der Tiere wäre dies das Zuträglichste.

Das war denn des Guten doch zu viel. Tag und Nacht konnte man sich schließlich nicht um das weiße Pärlein kümmern und um sein leiblich Wohl und Weh besorgt sein. Es könnte ja dem Pflegevater vielleicht am Ende aller Enden einfallen, man sollte den Stall mitsamt den Insassen eines Tages vergolden — wer weiß! Herr Lutz nahm sich vor, da ein bißchen Ordnung zu schaffen.

„Lehmann," sagte er streng, als er den Vielbeschäftigten im Garten traf, „jetzt wird aufgehört mit den ewigen Anliegen. Die Sache mit den Kaninchen ist mir übrigens gar nicht recht. Ich habe nie im Sinn gehabt, mir eine Kaninchenzucht anzulegen. Was ich mir halten werde, das ist ein Hund, und den pflege ich dann selbst!" (Mit dem Hund war es ihm übrigens sehr ernst, sein Wunsch ging längst nach einem flotten rauhhaarigen Terrier).

Lehmann trollte davon, ängstlich und unruhig. Wie kam es denn, daß ein Mann wie der Verwalter so gar nicht begriff, was Kaninchen frommte und zuträglich war? Alles, was er forderte, war doch natürlich und wohlgemeint. Würde man ihm wirklich die Freude wegnehmen? Einen Hund wollte man sich anschaffen und selbst pflegen? Ja, und dann? Und dann?

Aber die Zeit verging, die Drohung schien vergessen, und alles blieb ruhig. Der Sommer war da in voller Reife. An den Spalieren zeigten sich im Blättergehege der Birnen hartgrüne Backen, der Haselstrauch bereitete sich auf Herbstüberraschungen vor, an den Stangen kletterten der Verwalterin Bohnen empor, und vor den Fenstern blühten die Geranien ganz dunkel-dunkelrot. Der alte Apfelbaum hinten im Garten, dessen Zweige über den Lattenzaun hingen bis zum Kaninchenstall, der hatte natürlich die Blüten längst abgeworfen und sonnte seine schon recht großen, dicht beieinandersitzenden Apfelfamilien.

Dieser Apfelbaum war es, der die Schuld trug an einem neuen Auftritt mit Lehmann, mitten in der Zeit des Friedens. Eines Morgens nämlich fand sich an der Haustür wieder ein grauer Zettel, der lautete: „Geehrte Familie Lutz. Es wurden Ihnen drei vierbeinige Kaninchenkinderchen, aus Freude vor Gott und mir, lustige Kinderchen, heute morgen geboren. In einer hölzernen Gefangenschaft. Gott habe sie erschaffen. Kommen Sie sehen, Freude haben. Lehmann."

Die Botschaft war im Verwalterhaus allen Voraussetzungen nach erwartet worden; daß sie eine ungeheure Freude hervorgerufen hätte, läßt sich nicht behaupten. Frau Lutz begab sich auf die Einladung in den Garten und kam gerade recht, um zu sehen, wie liebevoll der tappige Lehmann die Kleinen streichelte und zurechtlegte im warmen Nest. Eins ums andere nahm er überglücklich heraus, zeigte es stotternd und gestikulierend vor und fuhr einem jeden zärtlich über die festverschlossenen Aeuglein.

Groß waren jetzt seine Pflichten und noch größer seine Glückseligkeit, umsomehr, da niemand unzufrieden schien. Vom frühen Morgen bis zum Abend, wo er an seinen Särgen hobelte, dachte er an nichts anderes als an seine Familie im Stall unter dem Apfelbaum. Er gab jedem Jungen einen Namen und wußte die äußern Eigentümlichkeiten eines jeden ganz genau anzugeben. Was der Verwalter gedroht — selbstverständlich — war vergessen, und Zettel um Zettel flog wieder an die Haustür. Da die Sonne in diesen Tagen heiß brannte, verlangte der Unermüdliche, es solle ein dunkler Vorhang am Drahtgeflecht angebracht werden, damit das Licht nicht zu grell in die Augen der Jungen falle, denn das tue ihnen weh. Und Frau Lutz fabrizierte rücksichtsvoll den gewünschten Vorhang, der dann je nach Bedarf, Witterung und Lichteffekt vom Kaninchenvater energisch hin- und

hergeschoben wurde. Doch auf die sonnigen Tage folgten solche, wo nur ab und zu ein Strahl vom Himmel zum Stall hinabhuschte und wo die jungen Tiere sich eben genau so anzupassen hatten an die Erdenverhältnisse wie andere Geschöpfe auch. Lehmann aber schien dies unmöglich. Für ihn waren seine Pfleglinge Prinzen und Prinzessinnen, unter Ausnahmebedingungen geboren, zu einem Ausnahmeschicksal bestimmt, der Inbegriff alles Schönen, Zarten, Schutzbedürftigen, deren Erhaltung und Wohlergehen ihm furchtbar am Herzen lag. Darum stellte er auf dem grauen Packpapier eine himmelstürmende, aber vorläufig auch letzte Forderung auf, und die lautete: Man müsse absolut den alten fruchtbeladenen Apfelbaum sofort umhauen, damit die jungen Kaninchen mehr Sonne hätten!

Das ging denn doch übers Bohnenlied. Wenn auch im Verwalterhaus über die Zumutung herzlich gelacht wurde, so fand Herr Lutz es für angebracht, dem Ueberzärtlichen wieder eine gehörige Mahnung zu erteilen, viel eindringlicher und kategorischer als die erste. Er sagte ihm denn auch mit sehr gerunzelter Stirn, er solle ihn künftig mit der Haustürliteratur verschonen, sonst könne er sich drauf verlassen, daß die Kaninchen sofort aufgegessen und verschenkt würden und der Stall geräumt. Den Hund habe er sich bereits in der Stadt angesehen, der werde bald erscheinen, und der werde den Apfelbaum dann schon ertragen.

Lehmann ging nach dieser Erklärung einher wie ein Verstörter, Verlorener. Er sah, daß man dieses Mal sehr Ernstes plante. Das war ein harter Schlag, jetzt gerade, wo er eine ganze Familie beisammen hatte. Was tun? Wie das Unheil abwenden? Hilfe suchen bei ihr, der Frau des Ungnädigen, das riet ihm endlich ein sicherer Instinkt. Und als er sie um die Mittagsstunde in der Küche wußte, schlich er, so gut er schleichen konnte, zum Küchenfenster, stellte ein Fuchsienstöcklein auf den Fenstersims, legte einen Zettel daneben und trollte davon. Erstaunt besah Frau Lutz das Stöcklein, nahm das Papier auf und las: „Kaninchen nicht wegnehmen. Ich sie lieb haben. Auch ein Mensch sein wollen. Lehmann."

Als die Verwalterin gelesen, blickte sie nachdenklich in den Garten hinaus. Ganz unvermerkt und leise stiegen Begreifen und Verständnis in ihrem Herzen empor für den armen gottverlassenen Teufel, der da in seiner Art und mit seinen geringen Mitteln den Kampf um sein Menschentum aufnahm und durchfechten wollte. Da war nichts mehr zum Lachen, sondern hier sprach tiefer Ernst; da bat und bettelte eine vernachlässigte Seele um eine ihr versagte und vorenthaltene Gabe; da rang ein schwacher Geist um das bißchen Würde und Selbstgefühl, das die Natur ihm in geringem Maße zuerteilt und das ihm Verhältnisse und äußere Einrichtungen vollends entzogen hatten.

„Vorläufig lassen wir alles, wie's ist," erklärte Herr Lutz beim Mittagessen. „Meinen Hund will ich aber dann doch haben. Der Stall wird bis zum Herbst ja wohl von selbst leer; denn Lehmann sorgt schon in seiner Weise dafür, daß ein Kaninchen ums andere ins Jenseits befördert wird."

Aber es kam ganz anders. Als die Kaninchen zu wirklich prachtvollen riesigen Exemplaren gediehen waren, die selbst des Verwalters strenges Auge erfreuten — geschah ein Unglück: die verriegelte Tür neben dem Apfelbaum, die nach der Wiese hinausführte, war durch einen Zufall offen geblieben. Ein großer Hund, der während der Nacht sich von der Straße hergemacht, hatte das dünne Drahtgeflecht zerreißen können und war in den Stall eingedrungen. Alle fünf Kaninchen fielen ihm zum Opfer. Als Lehmann am Morgen daherkam, sah er, was geschehen. Da lag das eine der Prächtigen, blutig, zerzaust, zwischen den Salatstauden, das andere war bis zum Haselstrauch hinuntergezerrt worden und lag da ohne Kopf, in einer Blutlache; die übrigen, die fand er draußen auf der eingezäunten Wiese, wo sie vergebens, zu Tode geängstigt, einen Ausweg gesucht hatten. Es war furchtbar, was da mit dem armen Burschen vor sich ging. Er wurde blaß wie ein Toter, sein ganzer schwerer Körper zitterte, starr wurde sein Blick, und Schaum trat ihm vor den Mund. Er verlor die Mütze, die Pfeife und merkte es nicht. Der Wege nicht achtend, lief er

Auf dem Rütli.

Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.

durch die Gartenbeete, suchte überall die Büschel ausgerauftes Haare zusammen, die da herumlagen, und trug sie in den Stall zu den blutigen Leichen. Er warf die Arme in die Luft und stieß dabei sonderbare Laute aus, wie ein Tier in Schmerzen. Dann schlug er die Türe nach der Wiese hart zu und auch die Stalltür. Er lief hinauf zum Verwalterhaus; er klopfte an keine Tür, trat ins Haus, ins Zimmer, wo Frau Lutz beim Frühstück saß. Reden konnte er nicht, machte auch keinen Versuch dazu, sein Mund blieb weit offen in dem kreidebleichen Gesicht, und mit fordernder Gebärde deutete er hinunter nach der Unglücksstätte.

„Nun ist die Frage wenigstens entschieden, der Stall bleibt leer," meinte Herr Lutz, ohne zu großes Bedauern, später zu seiner Frau. Aber wieder hatte er mit Lehmanns liebeleerem Herzen und seinem tiefgehenden Leid und Kummer nicht gerechnet. Der war nicht mehr zu erkennen seit der Stunde des Mordes. Er aß und trank nicht mehr, kein Schlaf kam in seine Augen. Fortwährend schob er den angefangenen Sarg zur Seite, schleuderte das Werkzeug fort, lief aus der Werkstatt und rannte hinunter zum leeren Stall. Als der Meister ihm das verwies, wurde er rebellisch und fing an zu toben. Er schrie, schlug mit den Armen um sich, gebärdete sich wie ein Toller, hatte alle Ruhe und alles Gleichgewicht verloren. Da sperrten sie ihn ein. Aber er rüttelte an den Fenstern, an der Tür, drohte und wütete. Eine ganze Woche lang verweigerte er jede Nahrung, und eine ganze Woche lang schlief er nicht; er magerte ab, beinah von Stunde zu Stunde, und man fürchtete für seinen geringen, ohnedies zu kurz gekommenen Verstand und sein unnützes Leben. Aber plötzlich wurde er still. Das Toben hatte ein Ende; er fiel in heftiges Fieber, und wie tot lag er da, der einsame Bursche, der niemandem gehörte als der Anstalt und um den sich niemand kümmerte als die Anstalt.

Jedoch als die Fieber nachgelassen und ins Verwalterhaus Bericht kam, es gehe besser und man dürfe dem Kranken einen Besuch abstatten, da redete die Verwalterin mit ihrem Gatten. „Siehst du," sagte sie, „es geht ja so verschieden auf der Welt. Gewöhnlich ist es der Starke, der dem Schwachen Tun und Gesetze vorschreibt; hier ist es einmal umgekehrt, da schreibt ein Schwacher und Geringer dem Stärkern vor und zwingt ihm seinen Willen auf, ohne es zu wissen. Konzessionen müssen wir alle machen, bald an die Verhältnisse, bald an die Mitmenschen, bald ans Leben selbst. Wie wär's, wenn wir mit dem Hund noch warteten?"

Als seine Frau ausgeredet, stand der Verwalter auf. Dann holte er sein Rasierzeug und rasierte sich sehr sorgfältig, wie er das immer tat, wenn er stadtwärts ging. Am Abend desselben Tages brachte ein Bub von irgendwoher einen verdeckten großen Korb; darin saßen zwei runde weiße Kaninchen.

Am andern Morgen besuchte Frau Lutz den Kranken, der da müde und matt auf seinen großkarrierten Kissen lag, und sagte zu ihm: „Lehmann, Ihr müßt recht bald gesund werden; es warten neue Kaninchen auf Euch drunten im Stall!"

Er horchte auf, sah sie an, wollte etwas sagen, schloß die Augen seiner Gewohnheit gemäß, brachte aber — auch seiner Gewohnheit gemäß — kein Wort hervor.

---

# Trichtenhauser Weltbetrachtung.

Ein Dokument aus ernster Zeit bieten wir hier, das nicht bloß heute von allen Schweizern gelesen und beherzigt zu werden verdient, das wir auch einer spätern Zukunft erhalten möchten. Es ist die Ansprache Meinrad Lienerts am schlichten Sommernachtfest, das der Lesezirkel Hottingen unserm Schwyzer Dichter nachträglich (am 19. Juli) zum fünfzigsten Geburtstag im Waldgrund der Trichtenhauser Mühle ausrichtete. Den Zauber freilich jener Nacht, in der Meinrad Lienert von hoher Baumkanzel aus unter der feierlichen Pracht des Sternenhimmels zu seiner Gemeinde sprach, können wir nicht heraufbeschwören; aber die Worte, die aus urgründiger Heimatliebe hervordrangen, gesättigt von der Schönheit der alten unverdorbenen, vom Dichter ausgeschöpften Iberger Mundart werden auch hier und in dieser Form den tiefen Eindruck nicht verfehlen, der jene Sommernacht der Trichtenhauser Gemeinde zum unvergeßlichen Erlebnis machte.

D. Red.